

Florian Michlbauer

Vom Bergbauern zum Musikprofessor

Autobiographie

Ich wünsche mir,
dass dich dieses Buch
dazu anspornt,
deine Träume zu leben.

Florian Michlbauer



Gewerbegebiet 2, 6604 Höfen
www.michlbauer.com

Erstausgabe 2015

IMPRESSUM

Co-Autorin: Elisabeth Liftingner
Lektorat: Mag. Dr. Verena Zankl

Druck: VVT artpress
Umschlaggestaltung und Fotoseiten, Layout und Satz:
Artpress VVA Grafik, Ronny Lechleitner
Titelfoto: Foto Werk Statt Michael Hofstätter,
Fotos: Florian Michlbauer, Michlbauer Harmonikawelt Archiv
Produktionsleitung: Ing. Louis Priemer

Hinweis für den Leser:

Kein Teil dieses Buchs (inklusive Fotos) darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, digitale Kopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden. Alle durch dieses Buch berührten Urheberrechte, sonstigen Schutzrechte und in diesem Buch erwähnten oder in Bezug genommenen Rechte hinsichtlich Eigennamen oder der Bezeichnung von Produkten und handelnden Personen stehen deren jeweiligen Inhabern zu

Copyright © by Edition ECHO Musikverlag

Printed in Austria

INHALT

Vorworte	4
1. Auf den Spuren meiner Kindheit.....	6
2. Familienmusik und Jugendzeit.....	17
3. Richtungsweisend	26
4. Der Weg zum Musiklehrer	36
5. Die Entwicklung meiner Lernmethode	39
6. Unbeirrbar gehe ich meinen Weg	43
7. Vorbereitungen zur Firmengründung: Die Entstehung der „Michlbauer Harmonikawelt“	47
8. Meine Harmonika und die Klangphilosophie	51
9. Meine Familie und unsere Erfolge	55
10. Meine Kinder	64
11. Florian & Daniel.....	71
12. Meine Verbindung zu Angelika	75
13. Meine Liebe zum Komponieren, meine Vorbilder	78
Bildstrecke	82
14. Meine Begegnungen mit musikalischen Freunden und Wegbegleitern	105
15. Die Bandlkrama	119
16. Der Weg zum Michlbauer-Chor.....	121
17. Mein liebstes Hobby	124
18. Musizieren mit den Philharmonischen Freunden	130
19. Lebenslinien	132
20. Meine Erfahrungen mit der Heilpraktik.....	137
21. Meine politische Gesinnung und meine Haltung zur Kirche...	143
22. Unterhaltung mit Haltung	148
23. Weltuntergang und Prophezeiungen.....	152
24. Über das Ableben meiner Mutter.....	154
25. Professor-Verleihung in Wien.....	157
Nachworte	161
Produkt und Werketafel.....	168

Liebe Leserin, lieber Leser,

um sich im gesellschaftlichen Leben zu orientieren, kann man Vergleiche von Personen und Authentizitäten anstellen. So interessieren sich viele Menschen für Lebensgeschichten und den Umgang anderer mit außergewöhnlichen Situationen.



Ich hatte das Glück, dass Flori bei einem seiner Nachmittagskaffees die Überlegung anstellte, seine eigene Geschichte niederschreiben zu wollen. Nach einigen weiteren Kaffees kamen wir zu dem Entschluss, dies doch einfach auszuprobieren. Die Zeit danach war für mich sehr spannend und bereichernd: Mit jeder Zeile, die wir in den Computer klopften, entwickelte ich mehr Gespür für den Menschen hinter der Harmonika-Kultfigur Flori Michlbauer. Sehr geehrt fühlte ich mich, weil er mir so viel Vertrauen entgegengebracht hat, mich in eine Welt der Musik, der Alltagssorgen, der glücklichen Fügungen, traurigen Ereignisse und lustigen Gegebenheiten mitzunehmen. Es ist nicht selbstverständlich, jemandem seine höchst persönliche Geschichte mit allen Höhen – und Tiefen – zu erzählen.

Umso mehr freue ich mich, dass Flori nach einiger Zeit nun sein Manuskript zur Hand genommen, ergänzt und erweitert hat und somit ein Puzzleteil zur Vollendung des Gesamtbildes der „Michlbauer Harmonikawelt“ hinzufügt. Ich wünsche Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, viel Freude mit diesem Buch!

Elisabeth Liftinger

Liebe Leserinnen!
Liebe Leser!

Bücher kommen heutzutage als Massenware auf den Markt. Manche schreiben, um sich ein Denkmal für die Nachwelt zu setzen, andere wiederum wollen zeigen, was sie schon alles im Leben geleistet haben, und viele Schreiber haben das Bedürfnis, eine Botschaft zu vermitteln – so wie ich.

Ich habe vieles in meinem Leben im Alleingang ohne Studium geschafft. Und ich möchte den Menschen vermitteln, dass man alles erreichen kann, wenn man das, was man macht, mit Leidenschaft tut – und dann auch noch eine Portion Glück hat.

Können allein ist zu wenig. Zufall, Fügung, oder wie auch immer man es nennen mag, spielt eine umso größere Rolle im Leben. Ich habe zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort die richtigen Menschen kennen gelernt, die mir weitergeholfen haben. Dafür bin ich sehr dankbar.

Mir tun die jungen Menschen heute leid, weil sie derart unter Leistungsdruck stehen und ihnen vermittelt wird, dass nur derjenige, der gute Noten in der Schule hat, es zu etwas bringen kann. Viele lernen eben schwer und werden deshalb als „zweite Wahl“ abgestempelt, obwohl sie genauso einen gesunden Hausverstand haben und garantiert für irgendetwas im Leben besonders geeignet sind. Auch ich bin in der Schule als „B-Ware“ eingestuft worden, worunter ich jahrelang gelitten habe.

Ich weiß, dass wir heute eine andere Zeit haben, aber trotzdem möchte ich den „Nicht-ganz-so-Gescheiten“ sagen, dass es immer einen Weg gibt, auch wenn er voller Steine sein mag. Wichtig ist, dass man das, was man im Leben machen möchte, immer in sich trägt und stetig weiterverfolgt. Dann wird irgendwann auch der berufliche Erfolg eintreten. So wie bei mir.

Ich liebe, was ich tue, und ich tue, was ich liebe.
Ich glaube an mich und ich weiß, was ich kann.

Euer Florian Michlbauer

1. Auf den Spuren meiner Kindheit

Der „Michlbauer-Hof“ ist ein Erbhof und befindet sich seit über sieben Generationen und rund vierhundert Jahren in Familienbesitz. Hier in Weyregg am Attersee ist meine heile Welt der Kindheit und Jugendzeit. Vom Hof aus hat man einen wunderschönen Ausblick auf den See, den Schafberg und den Puchberg sowie die malerischen Orte Attersee, Nussdorf und Teile Seewalchens. An der Ostseite liegt der Ortskern von Weyregg.

Mein Hof wirkt nach wie vor im traditionellen Erscheinungsbild, da die Grundstruktur bis heute erhalten wurde. Den Wohnbereich bilden niedrige Räume mit kleinen Fenstern, in denen sich geschichtsträchtige, restaurierte Möbel, auch bemalte Bauernkästen aus dem 16. und 17. Jahrhundert befinden. Durch die Bekanntschaft meiner Familie mit einem Restaurateur haben wir einzigartige Möbelstücke mit Malereien im gesamten Haus. Die Bauernstube mit durchgehend dunklen, urigen Fichtenholzbalken wird in der kalten Jahreszeit durch den gemauerten Kachelofen beheizt. Wohngebäude und Stall sind durch die Tenne verbunden. Diese diente der Durchfahrt mit den Pferden, später mit dem Traktor, um das Heu einbringen zu können.

Hier, in diesem ältesten Hof von Weyregg, wurde ich am 25. Juni 1956, sechs Jahre nach meiner Schwester Angelika, geboren. Die Geborgenheit und das stabile Familienleben mit den strukturierten, gewohnten Abläufen gaben mir Halt und Sicherheit. Schon als Kind sagte mir mein Vater, wie schön es doch sei, wenn man einen Bauernhof mit Wald und Wiesen habe, und wie frei und unabhängig man sich als Selbstversorger fühle.

Er hatte recht, denn wir lebten niemals nach der Uhr, nach welcher wir unsere Zeit in Stunden und Minuten eingeteilt hätten, sondern im Einklang mit der Natur, was sich zwangsläufig durch die nach dem Wetter gerichteten Tätigkeiten in der Landwirtschaft ergab. Es war für mich von großer Bedeutung, in dieser besonders schönen Umgebung aufzuwachsen, von Tieren am Hof umgeben und auf dem Feld tätig zu sein. Ich fühlte mich frei von Stress und Hektik.

Seit jeher vertrat mein Vater die Ansicht, dass Schaffenskraft und Wille ausschlaggebend für ein geglücktes Leben seien. Durch seine

handwerkliche Geschicklichkeit konnte er am Hof die meisten Dinge selbst bewerkstelligen. Anfallende Holz- und Maurerarbeiten standen in einem Bauernhaus auf der Tagesordnung und durch seine umfassenden Fähigkeiten war er sparsam in der Vergabe von Aufträgen an ansässige Handwerksbetriebe. Er wusste sein Geld einzusetzen, wenn es um Modernisierungen und Neuerungen in zeitgemäße Technik ging, und interessierte sich mehr für landwirtschaftliche Geräte als für Annehmlichkeiten des täglichen Lebens. Umsonst wurde er nicht als „innovativer Wirtschaftler“ bezeichnet.

Durch den Verkauf eines Baugrundstückes Mitte der 1960er-Jahre, die Lage am Attersee war besonders bei Städtern sehr beliebt, kaufte er als erster Bauer im Ort einen Steyr-Traktor. Solche landwirtschaftlichen Geräte waren damals fast unerschwinglich. Sehr stolz durfte ich als kleiner Bub mit sechs Jahren den Traktor am Feld lenken. Zwei Jahre später hatten wir dann schon eine fahrbare Heu-Raupe, ich erinnere mich sogar noch an den Namen: eine Reform 2000, mit der man die steilsten Hänge bewältigen konnte. Es erleichterte die Arbeit am Feld ungemein und war wiederum eine sehr fortschrittliche Anschaffung. Was mein Vater sich selbst abverlangte, das forderte er auch von den Menschen um ihn herum: Taugenichtsen und Langschläfern konnte er nichts abgewinnen. Sein Fleiß und die Ausdauer, mit denen er unseren Hof aufrechterhielt, zeugten von seiner Liebe zur handwerklichen Arbeit und seiner Genauigkeit mit Materialien. Diesem oft übersparsamen Umgang mit Geld und dem großen eigenen Arbeitseinsatz liegen natürlich die Kriegs- und Nachkriegszeit zugrunde.

Mein Vater war niemals hektisch, hatte Freude an seinen täglichen Aufgaben, nahm sich Zeit für die Stallarbeit und widmete sich liebevoll den Tieren. Oftmals schaute er neben der geregelten Stallzeit zu ihnen und hatte Freude daran, wenn sie einen zufriedenen Eindruck machten. Er redete ihnen gut zu, zog einige Male an seiner Zigarette und kraulte sie zwischen den Hörnern.

Geld war ihm zwar wichtig, er rechnete in der Landwirtschaft aber nicht mit Bleistift und Papier, um anfallende Reparaturarbeiten und Mehrkosten zu bedienen. Er sah dies als notwendige Maßnahmen, für die es sich lohnte zu investieren, da Ertrag und Einnahmen diese wiederum beglichen. Auch die Gagen der musikalischen Auftritte flossen in die Aufrechterhaltung unseres Betriebes.

Für Urlaube gab er kein Geld aus, es war in dieser Zeit auch nicht üblich. Auch das Baden im See fand im Sommer nach getaner Arbeit erst spät am Abend statt.

Dass wir mit unserem Auto, einem VW 1200, eine der ersten Familien in Weyregg waren, wunderte niemanden, der meinen Vater kannte. Unser PKW war dunkelblau und hatte im hinteren Bereich ein kleines, unterteiltes Fenster.

Mein Vater war sehr stolz, der „Michlbauer“ zu sein, und sah sich selbst gerne in der Öffentlichkeit. Er engagierte sich politisch und ließ sich sogar einmal als Bürgermeister-Kandidat aufstellen. Man kannte ihn als offenen Zeitgenossen, suchte gerne Kontakt zu den Menschen. Sein „Rosal“ und die Kinder bedeuteten ihm sehr viel. Es kam äußerst selten vor, dass er bei gesellschaftlichen Anlässen bis zum Schluss blieb. Als ruhender Pol der Familie, ging er an Probleme mit besonderer Sorgfalt heran, wirkte überlegt und nachdenkend, bevor er Lösungen vorschlug. Auch wenn ihn Situationen aus dem inneren Gleichgewicht brachten, nach außen hin zeigte er dies nicht. So verunsicherte er uns Kinder nie mit Sorgen, die für uns noch unbegreiflich gewesen wären. Besonders am Herzen lag ihm von Anfang an die ständige Entwicklung der Familienmusik. Als Musiker und Kapellmeister der Ortsmusikkapelle Weyregg beherrschte er außerordentlich viele Instrumente: Flügelhorn, Tuba, Posaune, Trompete und Tenorhorn, zum Einsatz in der Familienmusik kam jedoch in erster Linie die Gitarre. Für uns Kinder galt der Vater als Respektperson. Wollte ich als kleiner Bub etwas erreichen, ging ich immer erst zur Mutter, die meine Wünsche dem Vater dann schonend beibrachte.

Meine Mutter war eigentlich das Gegenteil meines Vaters, mit Ausnahme der Liebe zur Musik. Als bescheidene Bäuerin spielte Geld für sie keine wichtige Rolle. Sie lebte eher zurückgezogen, nahm aber Kontakte mit anderen freudig entgegen. Grundsätzlich stand sie allen Menschen, Erlebnissen und Ereignissen, welche ihr Leben bereicherten, positiv gegenüber. Mit Vorliebe gestaltete sie den Misthaufen in quadratischer Form, welcher Schaustück unserer Landwirtschaft war. Tagein, tagaus versorgte sie mit viel Liebe die Kühe im Stall, arbeitete am Feld und kümmerte sich um den Hof und die Hausarbeit. Als Zusatzverdienst während der Sommersaison wurden dreißig Erholungsuchende in unseren Gästezimmern beherbergt, um deren Wohlergehen sie sich hingebungsvoll kümmerte.

Die Gastfreundschaft und Großzügigkeit meiner Mutter schätzten alle Menschen, die bei uns ein- und ausgingen, hungrig und durstig verabschiedete sich niemand. Kam jemand zu Besuch, ganz egal, ob ein Beamter, Rauchfangkehrer oder Briefträger, es gab immer eine Jause mit anschließendem Kaffee und Kuchen. Für die hauseigenen Gäste nahm sie gerne die Zither zur Hand. Wenn sie guter Dinge war, sang sie sogar mit meinem Vater ein Liedchen dazu. Generell hielt sie sich lieber im Hintergrund und anfangs hatte sie sogar Schwierigkeiten, vor Publikum zu singen.

Zur damaligen Zeit wurde alle zwei Wochen in einem speziellen Ofen Brot gebacken: Immer sechs Laibe auf einmal. Wenn das Haus vom warmen Brotduft durchflutet war, lief uns beim Gedanken an die herrliche, knusprige Kruste das Wasser im Mund zusammen. Durch die eigene Fleischvermarktung gab es täglich, mit Ausnahme des Freitags, Fleisch am Mittagstisch.

Mein Vater war Meister im Schweineschlachten: Er beherrschte professionell das Zerteilen des Fleisches. Für mich einer der schlimmsten Tage, wenn ich beim Schlachten dabei sein und mithelfen musste, das Schwein festzuhalten. Alles wurde verwertet, auch das Blut, und besonders ekelte es mich, im großen Topf umrühren zu müssen. Diese Arbeit am Hof endete zu meiner Erleichterung, als wir unsere Viehwirtschaft aufgaben.

Durch den starken körperlichen Einsatz spielte es keine Rolle, dass wir viel fettes Essen und fast täglich Fleisch konsumierten. Der Knödel zum Schweinebraten wurde in eine herrlich sämige Soße getunkt und auch bei den Mehlspeisen kam noch extra zerlassene Butter dazu. In der heutigen Zeit wären diese Essgewohnheiten undenkbar. Am Freitag standen Krapfen oder Rohrnudeln am Speiseplan. Samstag war der Putztag, da wurde der „Weinbeerlbunki“, ein Rosinen-Hefeteig-Kuchen, gebacken. Sonntags kam Schnitzel mit Knödel auf den Tisch. Alles andere wäre an diesem Tag zu „minder“ gewesen. Wenn das Heu eingebracht wurde, meistens Ende Juni um den Namenstag von Peter und Paul, gab es „Oheiga-Krapfn“, die meine Mutter für uns zubereitete. „Oheign“ bedeutete, dass das gesamte Heu abgeerntet und die letzte Fuhre eingefahren war.

Zu den großen Festen gehörte das Getreide-Ernten. Wenn mein Vater die Dreschmaschine holte, welche einer Bauerngemeinschaft gehörte, begann eine unvorstellbar harte Arbeit am Feld, der Staub beim Dreschen belastete alle sehr. Im Alter von fünf Jahren konnte ich noch nicht mitarbeiten, durfte aber zuschauen. Abends gab es hausgemachten Kuchen und Kaffee und alle Helfer waren dazu eingeladen. Besonders freute ich mich auf den Herbst, um draußen zu arbeiten. Einerseits wegen der schönen Naturstimmung, das Schauspiel des Nebels, wenn er den See und die tiefer liegenden Gebiete einhüllte. Andererseits gefielen mir die verfärbten Blätter, die sonnendurchfluteten Wälder und die letzten Sonnenstrahlen, welche uns an den Nachmittagen wärmten.

Auch die Kartoffelernte fiel in diese Zeit. Wir hatten ein beachtliches Feld, einen halben Hektar groß, bei dem auch die Nachbarn mithalfen und für uns Kinder die Arbeit aufregender war, als immer nur im kleinen Familienkreis zu werken. Ebenso die Obsternte, das Schnaps-Brennen, das Kraut-Eintreten und das Most-Pressen gehörten zur Tradition. Um Most erzeugen zu können, hatten wir verschiedene Birnen- und Apfelsorten. Die „Steirischen Birnen“ sammelte ich am liebsten ein. Zwar eignete sich diese Sorte geschmacklich nicht so gut zur Herstellung von Edelmost, war dafür aber sehr groß und man konnte in drei Minuten einen ganzen Eimer füllen. Im Gegensatz dazu gab es die sogenannten „Landlbirnen“, eine ideale Sorte für den Most, aber zum Ernten eine Katastrophe. Man brauchte schon eine gute Viertelstunde, um einen Zehn-Liter-Eimer voll zu bekommen. So wurden jeden Herbst einige Fässer gefüllt, um dieses kostbare Getränk nicht nur für uns, sondern auch für die Urlaubsgäste vorrätig zu haben.

Beim Most-Pressen half ich gerne mit, um anschließend den unvergorenen, also nicht alkoholischen Süßmost mit Leidenschaft zu trinken. Demzufolge saßen wir Kinder öfter am „Häusl“, sprich auf der Toilette, weil wir nicht abschätzen konnten, wie viel wir vertrugen.

Nach der Obsternte gab es nicht mehr so viel zu tun. Die landwirtschaftlichen Maschinen wurden gewaschen, geölt und eingewintert, zu guter Letzt das Vieh von der Alm in den Stall geholt.

Die Advent- und Weihnachtszeit war am Bauernhof etwas ganz Besonderes: Die wichtigsten Arbeiten im Kalenderjahr waren abgeschlos-